

Logbuch, Zeitroman, Kaleidoskop der Wirklichkeit

Das Tagebuchwerk des russischen Autors Michail Prischwin beeindruckt durch seine vielschichtige Authentizität. Die vierbändige deutsche Ausgabe im Guggolz Verlag stellt sich dieser Herausforderung. Die Herausgeberin und Übersetzerin Eveline Passet gibt im Interview mit Paula Marty Einblicke in den spannungsreichen Entstehungsprozess von Band II.

Eveline Passet, Sie sind Herausgeberin und Übersetzerin von Michail Prischwins Tagebuchwerk. 2026 wird das einzigartige Werk des russischen Autors in einer Auswahl von vier Bänden im Guggolz Verlag auf Deutsch vorliegen. Eben ist Band II erschienen. Was geht in Ihnen vor, wenn Sie das neue Buch in der Hand halten, im Kopf die Bilder des Krieges in der Ukraine?

Mir geht es wahrscheinlich wie vielen, die in den ersten Tagen von den unterschiedlichsten Gefühlen beherrscht waren und mit jeder neuen grausamen Nachricht von ihnen erneut überwältigt werden: Fassungslosigkeit, Verzweiflung, Angst, Wut. Was den Band II der Prischwischen Tagebücher betrifft, der am 24. Februar noch im Druck war, so freute ich mich gar nicht mehr auf ihn. Eine Woche später – ich hielt das Buch noch immer nicht in Händen – wußte ich: Der Band – der ja die Jahre 1930 bis 1932 umfaßt, als Stalin seinen Totalitarismus festschreibt – kommt genau richtig. Die Moskauer Verlegerin und Gründerin der Michail-Prochorow-Stiftung – der Sebastian Guggolz schon für Band I und nun erneut für Band II eine Förderung verdankt –, Irina Prochorowa, sagte Mitte März in einem Interview zwei bemerkenswerte Dinge: Das Trauma des Bürgerkriegs sei bis heute lebendig, vielleicht lebendiger als das Trauma des Zweiten Weltkriegs, denn der Kampf gegen den äußeren Feind, Nazi-Deutschland, schloß die Gesellschaft zusammen, während Bürgerkriege eine gesellschaftliche Spaltung bedeuteten, die auf lange Zeit fortbestehe; und die aggressive Rhetorik des russischen Fernsehens der letzten Jahre – ich würde hier präzisieren: Putins und seiner Umgebung; man lese beispielsweise seine Rede an die Nation vom 21. Februar – sei eine Rhetorik des Bürgerkriegs. Zugleich spricht Irina Prochorowa vom Überdauern des humanistischen Denkens über die Jahre des Terrors hinweg. Viele Intellektuelle seien emigriert, viele ermordet worden, aber einige seien auch im Land geblieben und hätten überlebt und der nachfolgenden Generation eine andere Norm, einen anderen Humanismus vermittelt als den vermeintlich „proletarischen“. Und seit Ende der 1980er Jahren seien die Bücher zurückgekehrt und schon eine neue Generation herangewachsen. Man könne Grenzen schließen, aber nicht das Denken verbieten, so Irina Prochorowa in ihrem knapp einstündigen Interview auf YouTube.

Band II öffnet ein eher schmales Zeitfenster. Es gibt den Blick frei auf die Jahre zwischen 1930 und 1932. Warum gerade diese drei Jahre? Was rechtfertigt aus historischer Sicht und aus der Sicht der Notate diese Auswahl?

Die Jahre 1930 bis 1932 sind der Moment, da Stalin sich definitiv als Alleinherrscher etabliert hat, in dem die megalomane Industrialisierung anläuft, Künste und Wissenschaften endgültig gleichgeschaltet werden und die systematische Verfolgung und Eliminierung ganzer Schichten beginnt, allen voran der Bauern. 1932 und 1933 wütet sowjetunionweit eine Hungerkatastrophe, die Millionen Menschenleben fordert, etwa die Hälfte davon in der Ukraine: Stalin unterstellt ihr nationalistischen Widerstand gegen die Getreideablieferungen. Es sind die Auftaktjahre zum sogenannten Großen Terror der Jahre 1936 bis 1938. Was die Intelligenzija betrifft, so ist Stalins Revolution von oben nicht nur ein Einschwören aller Kulturschaffenden auf den Sozialistischen Realismus, vielmehr werden zugleich auch die alten Wissenschaftler und Spezialisten durch junge Kader ersetzt. 1930, als in der Literatur letzte scheinbar freie Gefechte unter verschiedenen noch überdauernden Gruppierungen stattfinden, wird Prischwin massiv angegriffen von Kollegen, die sich für die Vertreter der wahren proletarisch-revolutionären Literatur halten; 1932, als im Herbst das Erste Plenum zur Vorbereitung des Schriftstellerkongresses von 1934 tagt, macht ihn, der stilistisch und inhaltlich von Anfang an ein moderat moderner Autor ist, der von der Partei vorgegebene literarische Kurs gleichsam automatisch zu einem jener Vertreter der alten Intelligenzija, von denen man sich Loyalität erhofft – und er wird sie nach außen hin bieten. Für Prischwin sind es ihn in seinem ganzen Sein als Mensch und als Schriftsteller verunsichernde Jahre, er muß, wie er am 12. Juni 1932 notiert, zum dritten Mal Karriere machen (das erste Mal war ab 1907, das zweite Mal nach dem Bürgerkrieg, ab 1922).

Prischwin lebt 1930 in Sagorsk, 52 Kilometer von Moskau entfernt. Wie unmittelbar erlebt er dort die bürgerkriegsähnlichen Zustände und die Hungersnot, die aufgrund der rücksichtslosen Kollektivierung zwischen 1930 und 1932 in vielen Regionen der Sowjetunion wütet?

Von den Bauernaufständen und der Hungersnot erfährt Prischwin bloß vom Hörensagen und – dem Diarium nach zu urteilen – nur sehr wenig, obgleich in Sagorsk, oder wo immer er sich aufhält, auch Mangelwirtschaft herrscht. Den Niederschlag im alltäglichen Leben des propagandistisch pompösen, in Wahrheit mörderischen „großen Umschwungs“ (Stalin im November 1929) beobachtet Prischwin genau und hält ihn in seinen Notaten fest, angefangen bei den Kälbern, deren sich die Bauern auf so findige wie brutale Weise zu entledigen suchen, weil sie gezwungen sind, sie aufzuziehen, ohne die Mittel dafür zu haben, bis zu herrlich grotesken Szenen, etwa wenn er beschreibt, wie er durch ein Astloch in der Seitenwand eines Fuhrwerks einen Arbeiter beobachtet, der derb fluchend versucht, blechern-hohle Leninköpfe zu erklimmen, doch immer wieder einbricht. 1930 bis 1932 sind im Übrigen auch die Jahre, in denen die große Angst in den Menschen dauerhaft Einzug hält. Auch davon handeln

die Einträge, und von der Adaptation – beides Themen, über die auch Irina Prochorowa in ihrem Interview spricht.

Band II hat sich verzögert. Eine Vielzahl schwieriger Stellen machten zusätzliche, auch zeitlich aufwändige Recherchen nötig. Hat Sie das überrascht, und welche Folgen hatte das für Sie und Ihre Arbeitsplanung?

Überrascht ... Ich weiß nicht, ich könnte jetzt mit Ja *und* mit Nein antworten. Ja, weil mir bei der Lektüre und Auswahl vorab schien, ich hätte im großen Ganzen eine Vorstellung, welche Recherchen auf mich zukämen. Nein, weil das eigentlich immer so ist, daß die Recherchen sich als zeitraubender erweisen als vermutet, ob man nun ein derart komplexes Diarium wie das von Prischwin übersetzt oder das elfte erzählerisch voltenreiche, wortspielverliebte Pennac-Buch. Ja aber dann doch, weil sich manches Wort, manche Wendung, kaum beginnt man zu recherchieren, als Büchse der Pandora oder – je nachdem, ob man klagen oder sich begeistern will – als Füllhorn herausstellte. Vieles fand ich auf dem Wege des Beifangs, wie ich das nenne, das heißt: Auf der Suche nach einer Sache stößt man auf eine andere, nach der man gar nicht gesucht hat; oder etwas, das einem unproblematisch erschien, erweist sich mit einemmal als befragbar und recherchebedürftig. Ganz abgesehen von einigen Trouvaillen, denen ich aus, sagen wir, „privater“ Neugier weiter nachgehen mußte – was dann gleichwohl wieder eine Hintergrundfolie bildet, die meinem Verständnis der Zeit zuträglich ist, etwa die Lektüre der 1930 erschienenen Gerichtsreportagen des *Prawda*-Journalisten Liberman, die noch im selben Jahr, aus dem Manuskript übersetzt, im Malik Verlag herauskamen.

Worin bestanden die Schwierigkeiten – waren sie eher sprachlich/stilistischer oder inhaltlich-sachlicher Natur?

Sowohl sprachlich-stilistischer wie inhaltlich-sachlicher Natur, nicht selten auch beides in einem. Genauer: Mitunter sind es gar keine „Schwierigkeiten“, zumindest nicht im engeren Wortsinn, also daß ich einen Begriff, eine Wendung, die Syntax, einen Sachverhalt nicht verstünde. Es handelt sich gar nicht so selten eher um Merkwürdigkeiten, über die man als Leser womöglich hinweggleitet, während das extrem verlangsamte Lesen, das man als Übersetzer praktiziert, Fragen aufsteigen läßt. Zum Beispiel biegt am 5. Januar 1930 ein parabelhaft gehaltener Text plötzlich gegen Ende in eine scheinbar direkte Aussage über Prischwins photographische und schriftstellerische Tätigkeit ab: Gerade ist noch metaphorisch vom Hasen die Rede, der in den aktuell über die Ufer getretenen Wassern ertrinken könne, so flach diese auch seien, da heißt es, dieser Hase stoße plötzlich auf den Fakt. Vor und nach dem Wort stehen drei Auslassungspünktchen. Dann spricht Prischwin, noch einmal kurz das Bild des Wassers wie das des darin spielenden Lichts aufgreifend, handfest-alltäglich davon, daß er jetzt Photos mache (richtiger müßte er sagen: Photoreportagen schreibt), daß er nicht wisse, ob das Kunst sei, wichtig sei ihm nur das lebendige Interesse des Lesers. Zu übersetzen war das leicht, aber in der Tiefe, spürte ich, verstand ich da etwas nicht. Erst im Fortgang der Arbeit wurde mir klar, daß Prischwin hier auf die

Literaturdebatten der Mitt- bis Endzwanzigerjahre anspielt – auf die Attacken der einen gegen die anderen Schriftsteller, den Streit um die wahre „revolutionäre“ Kunst und auf die Faktographie. Ich habe dann eine Zeitlang überlegt, ob ich „Angsthase“ schreiben sollte. Ich fragte eine meiner muttersprachlichen Konsultantinnen, ob das russische „Hase“ dies hergebe. Nein, lautete die Antwort, das würde das Bild einengen, die Bildhaftigkeit letztendlich wegnehmen. Schließlich fiel mir die jetzt in meinem Kommentar zitierte Stelle vom 6. Oktober 1918 aus Band I wieder ein, worin es unter anderem heißt: „Früher, da haben wir Hasen gejagt, jetzt fühlen wir uns selber als Hasen!“ – es geht Prischwin folglich nicht um die Angst, sondern das Angegriffenwerden. Ich forschte der Verwendung des Begriffs bzw. Bildes des Hasen noch in anderen *Dnewniki*-Bänden nach, immer wieder bestätigte sich: Es mußte „Hase“ heißen, es brauchte einen Kommentar sowohl zu diesem wie zum „Fakt“.

Warum ist eine fundierte Rezeption von Prischwins Tagebuchwerk für uns heute so anspruchsvoll?

Ich denke, es hat mit der Bandbreite seines diaristischen Schreibens zu tun. Es ist ein polyphones Werk in doppelter Hinsicht: Prischwin läßt nicht nur sein eigenes Ich zu Wort kommen, sondern viele seiner Zeitgenossen, nicht zuletzt die sogenannten kleinen Leute; und er wechselt zwischen verschiedenen Formen des diaristischen Schreibens. Mal haben wir es mit einem Logbuch zu tun, das knapp festhält, was er an einem bestimmten Tag gemacht hat, ja sogar mit einem Haushaltsbuch oder auch einer Stichwortkladde. So gibt es Einträge, deren Hintergrund dunkel bleibt: Notiert er, was ihm durch den Kopf ging, oder etwas, das er gehört oder gelesen hat? Dann wieder haben wir es mit Passagen zu tun, die inhaltlich und sprachlich-stilistisch perfekt durchgearbeiteten Texten gleichen. Aber auch diese Passagen können stilistisch hybrid und inhaltlich stark verdichtet sein, so daß sie sich ohne Hintergrundwissen über jene außerliterarische Welt, auf die sie sich beziehen, nicht ohne weiteres verstehen lassen – siehe die gerade erwähnte Parabel vom 5. Januar 1930.

Sie bezeichnen Prischwins Tagebuch in Ihrem Arbeitsbericht für den Deutschen Literaturfonds als Zeitchronik und als Zeitroman. Welche Herausforderung stellt diese Doppelstruktur an Sie als Herausgeberin, Übersetzerin und Kommentatorin?

Prischwin, der bereits in der Zeit vor 1917 eine fragmentierte Prosa verfaßte, läßt sich mit seinem Tagebuch in die Tradition der modernen notathaften Prosa einreihen, wie sie etwa im vorrevolutionären Rußland Wassili Rosanow schrieb oder am westlichen Ende Europas Fernando Pessoa. Er verschränkt unterschiedliche Genres, spannt verschiedene Sprachregister zusammen, läßt andere zu Wort kommen, integriert Zeitungsartikel und so weiter, kurz: Er bietet uns einen polyphonen, disparaten Text mit einem widersprüchlichen Ich in einer zersplitternden, kakophonischen Welt. Doch ist das Diarium eben ein *Diarium*: ein datiertes, Tag für Tag, annähernd täglich verfaßtes, nicht nachträglich bearbeitetes Werk, das – ungeachtet einzelner Verdichtungen – nicht fiktionalisiert ist, sondern auf Fakten basiert. Eine gleichsam

seismographische Aufzeichnung dessen, wie ein Individuum die es umgebende, es erschütternde, es begeisternde, ihm Fragen aufgebende, es zum Schreiben einladende, es modelierende Welt wahrnimmt und wie es sich selbst wahrnimmt, eine Bewußtseinsmitschrift, die uns mentalitätsgeschichtliche Auskünfte zu geben vermag. Sofern ich als Übersetzerin das Diarium in seiner Gesamtheit als Prosawerk einstupe, muß ich dem Sprachlich-Stilistischen den Vorrang geben. Konkret heißt das beispielsweise, daß ich der mitunter komplizierten, ja vereinzelt agrammatischen Satzstellung folge, auch dann, wenn es auf Kosten der Verständlichkeit geht. Stufe ich das Tagebuch dagegen als reines Zeitdokument ein, muß ich der sachlichen Seite den Primat einräumen und auf möglichst klare Verständlichkeit achten. Da könnte man schwer oder gar nicht übersetzbare Wörter deutsch und russisch bringen (das eine oder das andere in Klammern gesetzt). Manchmal kann man im belletristischen wie im Sachbuch auch ein wenig tricksen, etwa am 11. Juli 1930, als Prischwin seinen Besuch in der Kantine eines einst edlen Moskauer Hotels schildert. Er gibt darin einen Dialog wieder: „Heißt das, es gibt nicht jeden Tag ein Fleischgericht? – ‚Nein‘, lautete die Antwort, ‚nur zweimal die Woche, an den restlichen Tagen Wydwischenka.‘ So hatte man die getrocknete Wobla getauft.“ Ich hätte auch schreiben können: „... an den restlichen Tagen Emporkömmlinge – so hatte man die getrocknete Wobla getauft“. Aber würde das den Kommentar erspart haben? Ohne ihn versteht der Leser dennoch nicht, daß dank ungezügelm Sprachlichem Volksvermögen dieser Prolet unter den Fischen in die Position des einst bürgerlich-aristokratischen Fleisches aufgestiegen war – so wie der Arbeiter oder Bauer zum Verwaltungsfunktionär oder Parteikader. Ganz abgesehen von jenem kleinen Beifang und Bogenschlag in unsere Zeit, den der Lauf der Fischereigeschichte mir ins Netz gespült hat: daß der einst bespottete Emporkömmling heute ein echter Aristokrat ist.

„Wydwischenka“, „Wobla“ – zwei interessante Beispiele dafür, wie Sie in Band II auf gewisse Wörter nicht übersetzend, sondern kommentierend reagieren. In dieser punktuellen Beibehaltung des russischen Vokabulars blitzt etwas auf, das den Text überschreitet. Auf welchen spezifischen Kontext verweisen die nicht übersetzten Wörter/Begriffe in Band II?

Ich habe das bereits in Band I gemacht. Damals schrieb ich im Nachwort, die neuen, sowjetischen Begrifflichkeiten lägen in Prischwins Sprache wie Meteoritgestein herum und seien „Vorboten, Platzhalter, Symbol“ der neuen staatlichen Ordnung, die die Bolschewiki im Begriff waren zu errichten. Im Grunde gilt dies für die Jahre 1930 bis 1932 unverändert, nur handelt es sich jetzt um den Wortschatz des Stalinismus, des Terrors und des in Anlehnung an Orwell so genannten „Nowojas“, Neusprech. Durch die Beibehaltung solcher Wörter wie etwa Wydwischenka läßt sich zugleich auch ein Markzeichen setzen dafür, welche zeitliche und lebensweltliche Distanz zwischen der Niederschrift des Originals und der heutigen Lektüre und erst recht der heutigen Übersetzung und Lektüre der Übersetzung liegt. Eine ganze Reihe dieser Begriffe sind auch russischen Lesern inzwischen nicht unbedingt mehr geläufig; der auf Alltagsgeschichte spezialisierte Historiker Leonid Belowinski hat sie in einem dicken Nachschlagewerk versammelt, und er ist längst nicht der Einzige, der sich aus

historischem Blickwinkel über die Sprache beugt. Aber ebenso waren diese Begriffe vielfach auch den Zeitgenossen (noch) nicht geläufig. Interessanterweise brachte genau in diesem Zeitraum, nämlich von August 1930 bis Dezember 1931, die Zeitschrift *Tridzjat dnej* (Dreißig Tage) eine Rubrik mit dem Namen „Wortbau“ (*Slowostroj*), in der sie Neologismen sowie Wörter mit veränderter Bedeutung vorstellte, die auf die Aufforderung durch die Redaktion von Lesern eingesandt wurden. Das Ganze war als „Preisausschreiben“ angelegt: Wessen Einsendung genommen wurde, erhielt fünf Rubel. Man findet darin Wörter und Wendungen wie „Jessenintum“, „einholen und überholen“, „Schädling“, „Lischenez“ oder „Obeslitschka“, die in meinen Kommentaren auftauchen.

Der Kommentar spielt in dieser Ausgabe der Tagebücher Prischwins offensichtlich eine herausragende Rolle. Inwiefern wird er gar zu einem neuen, eigenständigen Text im Buch?

Ich weiß nicht, ob die Kommentare wirklich ein eigenständiger Text sind. Sie stehen ja in großer Abhängigkeit zu dem Tagebuchtext und dienen ihm nur als Materialbeigabe. Andererseits beschränke ich mich nicht strikt auf das Allernötigste. Wenn ich etwa knapp die Nutzungsgeschichte eines Gebäudes bis zum heutigen Zeitpunkt angebe, so nehme ich Bogenschläge vor, die das zeitlich Fernliegende mit unserer Gegenwart verbinden – betreibe also in gewisser Weise genau das Gegenteil dessen, was ich mit der Beibehaltung der Sowjetterminologie mache. Gérard Genette, ein französischer Literaturwissenschaftler, nennt die Kommentare – wie im übrigen generell alles „Beiwerk“ zu einem Buch – „ein ‚Vestibül‘, das jedem die Möglichkeit zum Eintreten oder Umkehren bietet“. Das ist ein schönes, treffendes, mich sehr anregendes Bild. Genette hat seine Ideen freilich ausschließlich mit Blick auf Originalwerke entwickelt. Bei Übersetzungen verkompliziert sich das Ganze. Bei Prischwins Diarium in deutscher Sprache hält der Leser obendrein noch nur eine Auswahl in Händen. Und so würde ich Genettes Bild für unseren Fall ein wenig erweitern wollen und sagen: Ich sehe das im Anhang gebotene Beiwerk als eine Einladung zu einer gleichermaßen empathischen wie immer wieder auf Distanz gehenden Lektüre, die sich in der Zwischenzone zwischen dem Prischwischen Text und dem in Form der Kommentare und Nachworte gemachten Anfang des Nachdenkens über ihn bewegt – mit hin als eine Einladung zur Lektüre der Tagebücher als einem Mehrfachwesen: Zeitchronik und Zeitroman, vor einhundert Jahren verfaßt, heute übersetzt, ein polyphones Collagenwerk mit einem Hauptdirigenten und einer sekundierenden, eigenköpfigen Zweitdirigentin.

Das Gespräch wurde schriftlich geführt.